

Dr. Cordia Schlegelmilch
Apostel-Paulus-Str. 1
10823 Berlin

Fest: 030-7824142
Mobil: 0175-2195942
Email: cordia.schlegelmilch@t-online.de
web: www.cordia-schlegelmilch.de

Gedanken zur Buchvorstellung
Eine Stadt erzählt die Wende – 1989 Wurzen 1990 –
am 1. Oktober 2019 im Kontor des Museums in Wurzen

Liebe Frau Röhling vom Sax Verlag, lieber Herr Töpfer, liebe Mitglieder vom Wurzener Geschichts- und Altstadtverein, liebe Gäste!

Ich bedanke mich für die Einladung und freue mich über das große Interesse.

Der Wurzener Geschichts- und Altstadtverein, die Stadt Wurzen und die Sächsische Aufbaubank haben dieses Buchprojekt und die kommende Ausstellung großzügig organisatorisch und finanziell unterstützt. Hierfür meinen herzlichen Dank. Ganz besonders möchte ich Frau Röhling danken. Wir hatten für das Buch nur dreieinhalb Monate Zeit. Sie hat geholfen, es in dieser kurzen Zeit druckreif herauszubringen, keine Korrektur war ihr zu viel. Und zum Schluss haben wir beide ein paar Nachtschichten einlegen müssen. Diese Zu- und Mitarbeit war außergewöhnlich

Erinnern Sie sich noch genau an den Herbst 89 und das Jahr 1990? Welche Gedanken und Gefühle hatten Sie in dieser Zeit? Waren Sie an den Demonstrationen beteiligt oder hatten Sie sich eher zurückgezogen? Ist es wie gestern oder liegen diese Jahre für Sie lange zurück? Haben Sie für sich - bildlich gesehen - einen Strich

unter diese Ereignisse gezogen oder denken Sie noch oft an diese Zeit? Haben Sie vielleicht sogar noch Notizen oder ein Tagebuch?

Für mich war es eine Zeit, die immer präsent sein wird. Ich bin im August 1990 zum ersten Mal in Wurzen gewesen. Seitdem sind fast 30 Jahre vergangen. In den Jahren 1990 bis 1996 habe ich zunächst ein ganzes Jahr und dann immer wieder mehrere Wochen in Wurzen verbracht und mir von rd. 170 Menschen ihre Biographien erzählen lassen. Ich wollte mir ein Bild machen, wie sie den gesellschaftlichen Umbruch erlebt haben und wie sich das Zusammenleben verändern wird. Sechs Jahre sind eine lange Zeit, und ich habe eine ganze Fülle von wissenschaftlichen Texten publiziert. Aber ich musste feststellen: „Je mehr man herausfindet, desto mehr erkennt man, was alles noch herauszufinden bleibt.“ Mein Interesse an der Stadt Wurzen und ihren Menschen ist bis heute lebendig geblieben. Das hat auch damit zu tun, dass diese Zeit, in der ich Wurzen entdeckt habe, so intensiv war. Das hat nicht nur die Ostdeutschen geprägt, sondern auch mich bewegt. Diese langjährige Studie ist zu einem Teil meines Lebens geworden! Zu vielen Menschen habe ich heute noch Kontakt.

Im aktuellen Buch verbinde ich Interviewzitate zu einer zum Teil kontroversen und chronologisch angelegten Textcollage, etwas ergänzt durch historische Rahmendaten. Sie zeigt spannend und authentisch, wie die Betroffenen in Wurzen die Vorzeichen und die Wende erlebt haben. Das Besondere ist, dass unterschiedliche Zeitzeugen aus ein und derselben Stadt über die Ereignisse der Wendezeit dort sprechen. Man erfährt noch einmal eindringlich die unterschiedlichen Gefühle von Angst, Freude, Aufbruchstimmung und Entschlossenheit, aber auch Verbitterung und Enttäuschungen dieser Zeit. Mein ganz besonderer Dank richtet sich daher an die Menschen, die mir ihr Vertrauen und oft viele Stunden für gemeinsame Gespräche geschenkt haben. Sie haben mir großzügig ihre Erlebnisse, ihr Wissen und oft Dokumente zur Verfügung gestellt. Ihre lebendigen Erzählungen machen das Buch spannend und über Wurzen hinaus historisch interessant. Die Textcollage ist eine wunderbare Quelle für

jeden, der sich genauer für die Realität des Lebens in der DDR interessiert.

Ich möchte Ihnen mit meinem Buch Ihre damaligen Erzählungen und Empfindungen ein Stück weit zurückgeben!

Wie begann alles?

Ich bin Soziologin und Fotografin. Nach meiner Promotion Mitte der 80er Jahre am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, einem renommierten Forschungsinstitut für Politikberatung, merkte ich, dass mein Interesse an der Soziologie in eine ganz bestimmte Richtung geht: ich wollte raus aus dem Büro, nah an der Wirklichkeit sein und liebte es schon damals, statt riesiger statistischer Erhebungen anhand von einzelnen Fallstudien den Motiven von Menschen nachzuspüren.

Solche Fallstudien sind enorm aufwendig, dauern oft Jahre und sind teuer, aber sie erbringen Einsichten, die auf keinem anderen Wege zu gewinnen sind.

Mich bewegte damals noch ein anderer persönlicher Wunsch. Ich wollte ursprünglich Fotografin werden und hoffte, die Soziologie einmal mit Fotografie verbinden zu können. 1988 verließ ich den Wissenschaftsbetrieb, der mir damals ein gutes Auskommen versprochen hätte und begann ein Praktikum bei einem Berliner Architekturfotografen. Dann kam 1989 die Wende, das Ende eines ganzen Gesellschaftssystems!

Auf einen so gravierenden gesellschaftlichen Umbruch waren weder die Menschen in beiden Teilen Deutschlands in ihrem Alltag noch die Wissenschaft vorbereitet. Genau dies aber sind Situationen, in denen man in Politik und Wissenschaft nicht auf vorhandenes Wissen und Theorien zurückgreifen kann. Man muss die Geschehnisse in Einzelstudien vor Ort erfassen, also mit Hilfe solcher Fallstudien, die ich schon immer bewundert hatte. Und so entschloss ich mich ganz spontan, nach einer Förderung zu suchen, die es mir ermöglichte,

längere Zeit in einer ostdeutschen Stadt zu leben und die Veränderungen des Alltags selbst mitzuerleben und mit Bewohnern zu sprechen. Diese Förderung hat mir im Sommer 1990 sehr unbürokratisch Jan Philipp Reemtsma mit seiner Stiftung ermöglicht, und zwar mit den Sätzen: „Liebe Frau Schlegelmilch, fangen Sie bitte sofort an, suchen Sie sich eine Stadt und werden Sie möglichst schnell fertig!“

Ich selbst wusste von der DDR wenig, obwohl mein Geburtsort sogar Magdeburg ist. Mein junger Vater hatte dort Anfang der 50er Jahre sein Jurastudium gerade beendet und meine Eltern zogen nach Potsdam, wo er eine Stelle als Richter erhalten hatte. Damals war die Justizministerin Hilde Benjamin maßgeblich an der Neuordnung des DDR-Strafrechts beteiligt. Unter dieser Maßgabe sollte er bald an ein Militärgericht berufen werden. Außerdem ging bereits Mitte der 50er Jahre das Gerücht um, dass in Berlin eine Mauer gebaut werden sollte. Aus diesen Gründen flohen meine Eltern 1955 mit mir über die grüne Grenze in den Westen, ich war gerade 3 Jahre alt.

Warum habe ich Wurzen ausgesucht?

Auf Basis bestimmter regionaler Informationen habe ich meine Reise auf acht Bezirke und ihre Kreisstädte eingeschränkt. Der Kreissitz war wichtig, weil mich auch die Veränderungen in der Verwaltung interessiert haben. Vor Ort informierte ich mich bei Einwohnern, die ich auf der Straße oder in Geschäften antraf.

Als ich fast am Ende meiner Reise von Oschatz kommend in Wurzen eintraf, war ich beeindruckt, wie nah sich alte Industrieanlagen und historischer Stadtkern nebeneinander befanden. Graffitis wie: „Wir brauchen die Einheit Deutschlands ohne die SED“ an bröckelnden Mauern erinnerten an die erst kurz zurückliegende Zeit der Montagsdemonstrationen. Diese Mischung von Industrie, verschiedenen Baustilen, Historie und Prägungen durch das DDR-System, aber auch die Nähe zu Leipzig, haben mich fasziniert. Hier wollte ich bleiben! Ich bezog ich ein schlichtes möbliertes Zimmer auf

dem Dachboden eines historischen Hauses in der Dresdener Straße, gegenüber der Wenceslaikirche. Den Tipp auf das leerstehende Zimmer bei einer Familie hatte ich zufällig über eine Verkäuferin erhalten.

Ich wollte zunächst wissen: Wie haben denn die Menschen in Wurzen bisher gelebt? Ich interessierte mich für die Lebenswege und Familiengeschichten, Herkunft und Vergangenheit. Denn nur, wenn man die Herkunft und die Lebenserfahrungen der Menschen kennt, kann man einschätzen, was das Ende eines Gesellschaftssystems für sie bedeutet.

Es gibt keine Gegenwart und keine Zukunft ohne die Vergangenheit, das ist die Grundlage, auf der wir alle denken und handeln: sie besteht aus unseren bisherigen Erfahrungen!

Wichtig war mir, eine möglichst große Bandbreite durch alle Schichten, Altersstufen und politischen Orientierungen zu bekommen. Ich wollte und konnte unbefangen und unvoreingenommen in die Gespräche hineingehen, denn: Was kannte ich denn von der DDR? So gut wie nichts, und wenn, dann aus irgendwelchen Lehrbüchern oder Publikationen bundesdeutscher Korrespondenten. Nur ab und zu hatte ich mal Ostberlin besucht.

Ich kam auch nicht, um die Menschen in Täter oder Opfer zu teilen, ich wollte weder verurteilen noch verklären, ich wollte Zusammenhänge verstehen! Warum kam es zur Wende? Wie haben die politisch Verantwortlichen gehandelt? Wer stand wie und aus welchen Beweggründen zu diesem Staat, wer stand gegen ihn? Welche Vor- und Nachteile gab es für die Einzelnen?

Und damit komme ich zu einem sehr wichtigen Punkt: ich wollte und durfte in meinen Gesprächen niemanden ausschließen, auch nicht die politischen Funktionsträger, die bis zur Wende Verantwortung getragen hatten. Stellen Sie sich vor, Sie sollten einen Bericht über das Ende eines Gesellschaftssystems schreiben, das sie nicht kennen! Würden Sie nicht gerade auch die befragen, die dafür Verantwortung getragen haben? Sie mussten es doch wissen oder hätten es wissen

müssen – und wenn die Verantwortlichen sagen, sie hätten es nicht gewusst, dann kann man sich überlegen: sagen sie die Wahrheit oder war das System tatsächlich so, dass sie über vieles nicht informiert wurden. Besonders von Mitgliedern des Rates des Kreises, des Rates der Stadt und der SED-Kreisleitung wollte ich erfahren, wie der Kreis Wurzen wirtschaftlich bislang dagestanden hat, Wie beurteilten sie ihre Handlungsmöglichkeiten?

Viele Funktionäre waren Ende 1989 zwar schon im Rentenalter, aber trotzdem noch verantwortlich. Heute sind sie zum Teil weit über 80 oder 90 Jahre oder bereits gestorben. Sie habe ich noch als Zeitzeugen interviewen können. Ihre Interviews sind wichtige historische Dokumente, auf deren Basis man sich mit der DDR auseinandersetzen muss. Wer heute mit DDR-Geschichte beginnt, kann viele Menschen von damals nicht mehr befragen.

Die ersten Gespräche führte ich mit Personen, die sich aus beruflichen oder persönlichen Gründen mit der Wurzener Stadtgeschichte oder Stadtpolitik befasst hatten. Das waren z.B. der Superintendent der Evangelischen Kirche; Herr Klinkhardt, ein pensionierter mittelständischer Unternehmer, der sich seit Jahrzehnten mit Heimatgeschichte befasste; Wolfgang Ebert als Stadtchronist oder der neu amtierende Bürgermeister und der neue Landrat. Über Gespräche mit diesen Personen, aber auch durch viele selbst initiierte Kontakte bekam ich weitere Hinweise auf Personen, die ich ansprechen konnte. Ich sprach auch mit Betriebsleitern, LPG-Vorsitzenden, Arbeitern und Angestellten, Arbeitslosen, Händlern und Jugendlichen. Andere Interviewpartner lernte ich auf der Straße oder in Geschäften kennen. Nützlich war das tägliche Lesen der "Kreisseite" der lokalen Tageszeitung. Ich studierte den „Rundblick“, eine Monatsschrift für Kultur und Heimat sowie alte und neue Tageszeitungen, um mir so viel wie möglich von der lokalen Geschichte, Politik und Wirtschaft anzueignen.

Eine wesentliche Schwierigkeit bestand im Herbst 1990 vor allem darin, dass bereits vor, aber besonders nach den Wahlen am 6. Mai alte Strukturen zu einem großen Teil bereits aufgelöst worden waren.

Das bedeutete, dass Funktionäre und Mitarbeiter der ehemaligen Kreis- und Stadtverwaltung sowie wichtiger Organisationen entweder nicht mehr im Amt waren oder andere Funktionen übernommen hatten. Nicht selten stand ich vor verschlossenen Türen oder traf die Angestellten beim Ausräumen ihrer Büros an.

Das Ansprechen von Interviewpersonen war dadurch erschwert, dass damals in Wurzen, wie überall in der DDR, kaum Telefonanschlüsse vorhanden waren, geschweige denn Handys. Das kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen. Es hat Jahre gedauert, bis die Telekom entsprechende Leitungen gelegt hat. Auch öffentliche Telefonzellen gab es in Wurzen kaum. Wenn sie gerade nicht defekt waren, dann fand man in ihnen meist kein amtliches Telefonbuch. Ich konnte also, um ein Gespräch zu vereinbaren, nie vorher telefonisch anfragen, sondern musste die Menschen ohne Voranmeldung persönlich aufsuchen.

In den ersten Jahren nach der Wende waren bei den Bewohnern Wurzens das Interesse für alles Neue und auch die Gesprächsbereitschaft so ausgeprägt wie danach nie wieder. Günstig wirkte sich aus, dass ich in Wurzen wohnte und nach einem Gespräch ansprechbar blieb. Insgesamt führte ich mit rund 170 Personen biographische Gespräche, die ich auf Tonband aufnahm. Das ergab 450 Tonbänder á 90 Minuten und fast zweieinhalb Regalmeter Papier. Zum größten Teil habe ich alle Gespräche selbst abgetippt und zusammengefasst – das hat allein fast 1, 5 Jahre gedauert.

Natürlich fällt ein so grundlegendes und langanhaltendes Interesse in einer Stadt wie Wurzen sofort auf. Was sollte man von einer Frau aus dem Westen halten, die sich buchstäblich für alles interessierte und sich sehr viel Zeit nahm, um in der Stadt umher zu laufen? Die Menschen waren zunächst erstaunt und vielleicht auch ein bisschen misstrauisch, wenn ich mich vorstellte und ihnen von meinem Vorhaben erzählte. Die Reaktionen waren recht unterschiedlich: "Ein Buch über Wurzen? Das kann ich mir gar nicht vorstellen."; "Kommt da was Gutes raus?"; "Was ist denn schon so Besonderes an Wurzen?"

Die Tatsache, dass ich als Fremde nach Wurzen kam, hat die Offenheit mir gegenüber verstärkt. Es erinnerte mich an Situationen in einem Zugabteil, in dem sich Menschen, die sich nicht kennen, plötzlich angeregt unterhalten und dabei ganz private Dinge offenbaren. Die persönlichen Geschichten konnten in der Interviewsituation eine ganz eigene Dynamik entwickeln und waren teilweise hoch emotional. Ich erlebte die ganze Bandbreite zwischen persönlicher Enttäuschung, Verbitterung, Verletztheit, Trauer und Zukunftsängsten, aber auch Humor, Stolz auf Erreichtes, Bindungen an die Heimat, Erinnerungen an glückliche Momente und große Hoffnungen auf eine bessere Zukunft. Häufig flossen Tränen, gerade auch dann, wenn man sich an besonders glückliche Zeiten erinnerte. Und auch für mich waren das aufwühlende Momente.

Menschen, die in der Wendezeit im Fokus von Angriffen standen, hatten sich seit Mitte 1990 völlig aus dem gesellschaftlichen Leben zurückgezogen und wollten außer mit ihrer Familie und engen Freunden mit niemandem mehr sprechen. Sie zu treffen und zu einem Gespräch zu bewegen, war besonders schwer. Der zuständige SED-Funktionär für die Beantragung von Ausreiseanträgen war aus naheliegenden Gründen besonderem Hass ausgesetzt. Er sagte mir:

„Wir möchten von jedem und jederzeit in Ruhe gelassen werden, drum auch die abschlägige Antwort, die meine Frau Ihnen am Anfang gegeben hat, wo Sie das erste Mal geklingelt haben. Nun hatten Sie ihr Anliegen so höflich und sachlich vorgebracht, und ich habe mir gedacht, wenn Sie damit etwas verändern können, etwas festhalten können und bestimmte Fehler, die gemacht worden sind, für die Zukunft ausräumen können, dann kann man der Gesellschaft, die nach uns kommt, was Gutes tun. Und dazu sind wir eigentlich verpflichtet.“

Mir ist in all den Jahren kein Gespräch verweigert worden. Viele sprachen mich auf der Straße sogar von sich aus an: „Warum sind Sie eigentlich noch nicht bei mir vorbeigekommen – ich habe gehört, Sie machen eine Studie.“ Oder man sagte mir nach einem Interview: „Der oder die ist interessant, gehen Sie dort mal hin.“ Das hat dazu geführt, dass ich den historischen Moment ergriffen habe und sämtliche

forschungsökonomischen Regeln vergessen habe. Die übliche Zahl von Interviews in solchen Fallstudien liegt bei ca. 30, in meinem Fall sind es 170.

Nach den Gesprächen konnte ich oft noch bleiben, mit am Tisch sitzen, bei Kaffee, Kuchen oder zum Abendbrot. Es war manchmal nicht leicht, zu sagen, dass die Zeit nicht reicht, öfter zu kommen.

In einigen Fällen habe ich Jahre später ein Zweitinterview geführt. Natürlich wäre es interessant, Interviewpartner, die noch leben, heute noch einmal aufzusuchen und zu schauen, wie sich die Lebenswege weiterentwickelt haben. Aber wären diese auch dazu bereit?

Einige Ergebnisse

Es gibt – wie übrigens häufig in solchen Fallstudien – auch in der Wurzener-Studie einen Satz, den fast alle Gesprächspartner irgendwann im Interview fast gleichlautend zu mir gesagt haben. Er lautet: „So konnte es nicht mehr weitergehen“. Das Buch ist eine Zeitreise in die unmittelbare Wendezeit 1989/1990 mit allen persönlichen und gesellschaftlichen Turbulenzen. Zugleich ist es ein Rückblick auf die vorausgegangenen Jahre. Die Wurzener erzählen mir ihre Sicht auf diese Wendejahre in der Stadt brühwarm noch unter dem Eindruck des gerade Erlebten. Dies ist so nicht mehr wiederholbar!

Natürlich ist mein Material wesentlich umfangreicher. Auch dieses Buch ist also wieder nur ein Ausschnitt. Ich könnte, wenn ich die Mittel und genügend Lebenszeit dazu hätte, noch viele Bücher aus dem Material schreiben, z.B. über einzelne Milieus und Lebenswege, aber auch, wie sich die Lebenswege in den Jahren 1990 bis 1996 weiterentwickelt haben. Das wäre ohnehin der zweite Band, der folgen muss!

Die Erzählungen im aktuellen Buch beginnen mit den Vorboten der Wende, wirtschaftlichen Engpässen und Missständen, Ratlosigkeit der Funktionäre und zunehmenden Ausreisetendenzen. Sehr anschaulich schildern meine Interviewpartner dann die Geschehnisse im Sommer

1989, die wachsenden Demonstrationen in Leipzig und das Überschwappen der Bewegung nach Wurzen. Man erlebt in den Beschreibungen die ersten Friedensgebete und Dialoge, die Demonstrationen, das Auflösen alter Strukturen und die Entwicklung zur Deutschen Einheit. Das Jahr 1990 war dann bestimmt von Wahlkämpfen. Das Buch endet mit der Konstituierung der neuen Kommunal- und Stadtverwaltung. Zuletzt fasse ich die individuellen Bilanzierungen zusammen, die ich persönlich sehr interessant finde, weil sie so unterschiedlich sind. Das Buch schließt mit dem Ende des Jahres 1990.

Ich betone noch einmal: Der Kreis und die Stadt Wurzen stehen exemplarisch für viele ähnliche Kreise und Städte. Das hat eine damalige Analyse des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung ergeben, auch wenn es vor allem hinsichtlich der wirtschaftlichen Produkte und dadurch hinsichtlich der Zuteilung der Mittel erhebliche Unterschiede gab. Und damit komme ich zu meinem ersten überraschenden Ergebnis:

1. Die Wirtschaft und ihre Produkte aus den Regionen und Städten wurden aus der zentralen Perspektive der SED sehr unterschiedlich bewertet. Je nachdem erhielten die Kreise und Städte unterschiedliche finanzielle Mittel und Wohnraum! Und Wurzen mit seiner vorwiegenden Misch- und Konsumgüterindustrie hatte immer wenig erhalten. Je weniger ein Kreis bekam, umso mehr Selbsthilfe vor Ort war gefordert! Das hat zusätzliche informelle Bündnisse zwischen Partei, Betrieben, Selbständigen und Bürgern geschaffen. Das hat selbstbewusst gemacht, im Sinne von: Das haben wir doch trotz aller Widrigkeiten geschafft!
2. Die im Buch angedeuteten Lebensläufe zeigen, dass die DDR nicht von ihrem Zusammenbruch her, sondern vom Beginn an und im Kontext der gesamten deutschen Geschichte gestellt werden muss! Diejenigen, die ihre Kindheit oder Jugend noch in der Weimarer Republik verbracht haben und im Dritten Reich

junge Erwachsene oder sogar im Krieg waren, haben die Anfänge der DDR völlig anders erlebt als Menschen, die in die 70er oder 80er Jahre hineingeboren waren. Es gab Zeiten der schlimmsten politischen Repression in den 50er Jahren und den Anfängen der Kollektivierung der Landwirtschaft. Es folgten Zeiten des technischen Fortschritts und einer gewissen Liberalisierung in der Wirtschaft in den 60er Jahren. Die 70er Jahre waren geprägt von der beginnenden Zentralisierung der Industriebetriebe und der Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik mit einem gewissen Wohlstand. Es folgte 1976 die Ausbürgerung von Wolf Biermann mit dem Exodus vieler Künstler und Intellektueller und dem wirtschaftlichen Niedergang seit der Kombinatbildung zu Anfang der 80er Jahre. Es gab Gewinner und Verlierer im Sozialismus zu unterschiedlichen Zeiten, es gab schwere, bessere und zuletzt sehr schlechte Zeiten. Diese so unterschiedlichen Etappen prägten die Generationen. Daher kommen im Buch auch interessante Generationskonflikte an die Oberfläche.

In den 50er Jahren haben viele, vor allem gut ausgebildete Menschen die DDR verlassen. Und es gab diejenigen, die trotz aller Widrigkeiten in der DDR geblieben sind. Sie hatten pflegebedürftige Verwandte oder gute Freunde, wollten das eigene Haus oder den Betrieb nicht im Stich lassen, hatten eine starke Bindung an die Heimat oder die Hoffnung nicht aufzugeben, den realen Sozialismus zu verändern. Ich habe mit den Gebliebenen, nicht mit den Gegangenen gesprochen! Das ist wichtig für die Einordnung der Lebensberichte!

Den ungeheuren Rechtfertigungsdruck, unter dem sich viele Ostdeutsche fühlen, zeigt die Äußerung eines ehemaligen Stadtrates: "Man kann uns das doch jetzt nicht zum Vorwurf machen, dass wir hiergeblieben sind".

3. Im Programm der SED war der Sozialismus auf Kollektivität und Moral aufgebaut. Man wollte die Lebensverhältnisse der

Klassen und Schichten aneinander annähern und gleiche Lebensverhältnisse schaffen. So die Ideologie. Die Realität sah anders aus. Bestimmte Milieus wurden zwar enteignet oder ausgebremst, aber verschwunden sind sie nie ganz. Zwar wurden Betriebe verstaatlicht, aber, wie das Beispiel des VEB Liftkett zeigt, konnte der ehemalige Betriebsbesitzer als Leiter des VEB bleiben und die Geschicke des Betriebs weiterhin leiten, zwar mit großen Einschränkungen, aber doch immerhin mit seinem bisherigen Wissen, das er an seine Kinder und Mitarbeiter weitergeben konnte. Auch das kirchliche Milieu oder das Bürgertum wurden zwar in ihrer Entfaltung und ihrem Einfluss behindert, aber nicht völlig zerstört. Soziale Unterschiede waren gemessen an denen der Bundesrepublik viel geringer, aber es gab sie auch. Nach 1989 konnten sich die in der DDR politisch überformten und weitgehend stillgestellten sozialen Unterschiede teilweise neu entfalten. Viele meiner Interviewpartner konnten auf ihren ehemaligen Handlungsspielräumen aufbauen und von ihren Erfahrungen profitieren!

4. Und schließlich hatten sich im Zusammenhang mit den verordneten betrieblichen und staatlichen Kollektiven auch solche Gemeinschaften herausgebildet, die jenseits von Politik und Ideologie funktionierten. Sie blieben auch nach 89 oft erhalten, aber die Angst vor dem Verlust der Gemeinschaft und dem Entstehen einer auf Egoismus aufgebauten Gesellschaft wurde von allen meinen Interviewpartnern immer wieder genannt.

„Als Menschen verlieren wir eine Lebensqualität, denn wir waren trotz der Not, die wir in der DDR hatten, irgendwie zusammengeschweißt. Und dieser Zusammenhalt geht jetzt restlos verloren.“

„Also, was soll man hier erhalten? Nichts, höchstens eines und das hat überhaupt nichts mit diesem Staat zu tun, das ist die gewisse

Menschlichkeit und das Verständnis füreinander, denn da sind wir wirklich einen Zacken besser, wir sind keine Egoisten. Wir sind noch in der Lage, für den Nächsten Verständnis zu entwickeln. Das ist zwar nicht bei allen so, aber doch bei einem großen Teil, vor allem auf dem Land ist es noch so. Dieses Gefühl der Solidarität, das ist hier eigentlich da. Aber es hat auch sehr viel Unmenschlichkeit und Tragik gegeben. Man sollte die Menschen nicht vergessen, die familiär zerrissen, geistig vergewaltigt wurden, und vor allem wegen ihrer Meinungsäußerung in ihrer beruflichen Entwicklung behindert wurden.“

Der übergreifende Tenor war: „Der Alltag war schwer, aber es gab auch viele schöne Zeiten.“ Die Schwierigkeiten im Alltag haben auch dazu beigetragen, dass man vieles, was man erreicht hatte, mehr geschätzt hat als heute.

5. Von einer übertriebenen Westorientierung konnte bei meinen Interviewpartnern nur sehr vereinzelt die Rede sein. Die deutsche Einheit lag zu Beginn der Wendezeit in den überwiegenden Fällen nicht nur außerhalb des persönlichen Blickwinkels, sondern vielfach auch außerhalb dessen, was für wünschenswert gehalten wurde. Im Vordergrund standen innere Reformen im Rahmen einer weiterhin existierenden sozialistischen Gesellschaft. Mit der Wende von „Wir sind das Volk“ in „Wir sind EIN VOLK“ und der Deutschen Einheit verschwand der Gegner SED, der bis dahin einte. Die Demonstranten teilten sich nach dem Fall der Mauer schnell in unterschiedliche Fraktionen, die die neue Macht beanspruchten. Bürgerrechtler zogen sich resigniert zurück.

Diese Differenzierungen in den frühen 90er Jahre stießen im westlichen Wissenschaftsbetrieb auf weitgehendes Unverständnis und Desinteresse. Das Bild, das man von der DDR-Gesellschaft hatte, war geprägt von dem einer Diktatur oder einem totalitären System, das letztlich eine deformierte, undemokratische Gesellschaft mit sozialen Komponenten geschaffen hatte. 1945 sprachen damals viele von einer

„Stunde Null“. Ähnlich formulierte man es 1989 im Westen: „Nichts bleibt, wie es war“, hieß es. Ich hielt mit meinen Beobachtungen und Ergebnissen von einer gewissen Kontinuität im Handeln und im Denken der Menschen dagegen. Man warf mir vor, einer Ostalgie zu verfallen, eine zu große Nähe zum Untersuchungsfeld zu haben oder, wie es ein Kritiker einmal formulierte: „Frau Schlegelmilch, ihnen fehlt der böse Blick!“ Aber auch diejenigen, die in der DDR Unrecht und Gewalt erlebt hatten, warfen mir vor, die Vergangenheit zu verharmlosen. Deshalb nochmals: meine Zusammenstellung von Erzählungen des ganz normalen Alltags und auch vieler glücklicher Zeiten stellt nicht in Abrede, dass es in der DDR gravierende staatliche Repressionen, Bespitzelungen, Mauer und Stacheldraht gegeben hat – aber das ist eben längst nicht alles und nicht mit den Lebensläufen gleichzusetzen.

In den alten Bundesländern arbeitete man zu dieser Zeit an umfangreichen statistischen Erhebungen zur sozialen Lage und Wohlfahrt in den neuen Bundesländern, die sich laufend verbessern würde. Die Bundesrepublik sei nicht fehlerfrei, aber die bessere Alternative, für die die Ostdeutschen dankbar sein und worüber sie sich freuen müssten. Sofern ich von Ängsten, Kränkungen oder dem Gefühl der Ostdeutschen sprach, Bürger zweiter Klasse zu sein, wurde das vom Tisch gewischt. In der Tat geht es der Mehrheit der Ostdeutschen heute besser. Was allerdings geblieben ist, ist ein deutlicher Unterschied zwischen den Lebensverhältnissen in Ost und West, nimmt man z.B. die Einkommen und Vermögen, Teile der regionalen Infrastruktur oder die Besetzung leitender Funktionen. Und es ist eben gerade der Vergleich mit Westdeutschland, der für die Ostdeutschen zählt.

Gleichzeitig versuchten neuen Eliten im Kreis ihre moralische und politische Rechtfertigung aus der Abrechnung mit dem DDR-Staat zu gewinnen. Doch politische Verantwortung und Regimetreue der DDR-Bürger lassen sich nicht am Parteiabzeichen oder an der Mitgliedschaft in bestimmten Organisationen ablesen. Viele Zitate in meinem Buch im letzten Kapitel Bilanzen zeigen deutlich, wie erbittert auch in Wurzeln

unter dem Stichwort Wendehals über Verantwortung und Schuld gesprochen wurde.

Aktuell, so scheint es, gibt es solche kontroversen Diskussionen nicht mehr. Der größte Teil der Ostdeutschen erlebt den Umgang mit ihrer Vergangenheit auf Seiten der Westdeutschen als ungerecht oder falsch. Es scheint, als gebe es hier eine neue Art der Solidarisierung. In den Bilanzen aus den Jahren 1990/1991 deutete sich diese Entwicklung an:

„Ich sage eins, das Ding geht hier mit Blut und Eisen aus, wenn es uns nicht gelingt, über kurz oder lang stabile und ähnliche Lebensverhältnisse zu sichern wie es Drüben ist. Die Extreme sind einfach zu groß. Die entwickeln sich noch weiter. Und die Menschen drüben sind nicht bereit, einen weiteren Rückgang ihres Bruttosozialprodukts zuzulassen und mit Einschränkungen in ihrem Lebensstandard zuzulassen. Auch nicht zugunsten ihrer Brüder und Schwestern aus dem Osten! Das ist ein Prozess, der in den Köpfen reifen muss, aber der reift nicht, weil er im kapitalistischen System nicht reifen kann; sicherlich auch nicht in den sozialistischen Staaten, die jetzt alle weggebrochen sind. Vielleicht ist das mal einem ganz anderen Jahrtausend vorbehalten. Es sind ja eigentlich die Klassiker des Sozialismus an der Tatsache gescheitert, weil sie nicht wahrhaben wollten, dass der Mensch so und nicht anders ist.“

„Für mich ist enttäuschend, dass die Wählerabwanderung an Links vorbei passiert ist, in die extreme Richtung. Das ist ja schlimmer als in der Weimarer Republik und eigentlich nicht zu erklären. Ich habe fast die Befürchtung, dass die Geschichte sich einmal wiederholt.“

„Daran wird Ostdeutschland noch lange krank: An der Missgunst der Wessis, an dem unlauteren Wettbewerb. Und deshalb werden wir immer ein bisschen in der Enklave sein und da werden wir ein kleines bisschen wieder in die DDR hineingedrückt. Das Denken wird die Leute verbinden. Dann kommt mal einer und sagt, so, jetzt geht es los hier, wir gründen eine ostdeutsche Partei. Und der gewinnt die nächste Wahl, ob die links, rechts oder sonst was ausgerichtet ist. Das wird kommen, der Separatismus. Schon alleine der Fremdenhass. Und der Wessi wird genauso gehasst wie der Türke.“

Zeitzeugen, so ein oft zitierter Spruch, sind die Feinde der Historiker. Aber: Obwohl Erinnerungen trügen können, sind sie für die Betroffenen so wichtig, dass sie sich diese Erinnerungen und die damit verbundenen Gefühle nicht nehmen lassen wollen und oft danach handeln. Deshalb wiederhole ich:

Es gibt keine Gegenwart und keine Zukunft ohne die Vergangenheit. Sie ist die Grundlage, auf der wir alle denken und handeln: sie besteht aus unseren, wenn auch sehr unterschiedlichen, Erfahrungen!

Und darum ist das Buch mit Ihren Erzählungen gerade aus heutiger Sicht so wertvoll und lesenswert. Ich danke noch einmal denen, die dazu beigetragen haben und Ihnen allen fürs Zuhören.